Kampf gegen das Image

DUISBURG-MARXLOH Ein heruntergekommener Stadtteil leidet unter seinem Ruf. Soziale Projekte steuern dagegen

Hier ist jeder Vierte von 20.000 Einwohnern unter 19 Jahre alt. Wo gibt es das sonst in einem vergreisenden Deutschland? Viele der Kinder und Jugendlichen beherrschen zwei, drei, manchmal noch mehr Sprachen. Welch ein Schatz in einer globalisierten Wirtschaft. Halil Özet leitet eine Werbeagentur, genau an dieser Stelle, und hat mit einer Gruppe Kids einen Imagefilm über den Stadtteil gedreht, in dem die Jugendlichen gut drauf sind und rappen: „Wir sind cool und Mashallah", singen sie. Das Wort „Mashallah" stammt aus dem Arabischen und ist ein Ausruf der Verwunderung, der Bewunderung. Als Zugabe gibt es hier die romantischste Straße Europas – mit 30 Brautmodeläden, Tür an Tür. Aus Luxemburg, den Niederlanden, Frankreich kommen ganze Familien hier hin, um ihre Töchter in eine Wolke aus Tüll und Taft zu hüllen – für den schönsten Tag im Leben.

Dieser Ort heißt – Duisburg-Marxloh.

Entfremdung Seit gut zwei Jahren haben Entfremdung und Gewalt einen Namen. Das Areal gilt als verbotene Zone, als No-Go-Area. Der Begriff kommt ursprünglich aus der Soldatensprache und bezeichnet ein militärisches Sperrgebiet. Hier hat die Polizeigewerkschaft 2015 den Anglizismus ausgeliehen, um deutlich zu machen, dass sich Recht und Gesetz in diesem Viertel nur noch mit massivem Einsatz durchsetzen lassen. Armutszuwanderer aus Rumänien und Bulgarien nähmen sich ganz einfach, was sie bräuchten. Gewalt, Schläge, Messerstechereien gehören angeblich zum Alltag.

Die Stadt Duisburg zählte erst 100, später 45 sogenannte Schrottimmobilien. Spekulanten kauften die heruntergekommenen Häuser, lockten ganze Busladungen voller Menschen vom Balkan an die Ruhr, statteten sie mit Schein-Arbeitsverträgen aus, so dass sie staatliche Unterstützung bekommen – und bei ihren Schleppern abgeben. Sie selbst hausen zu 80, 90, manchmal 100 Menschen in den heruntergekommenen Hucken und zahlen Wuchermieten. Strom und Gas werden illegal angezapft. Libanesische Großfamilien beherrschten die Straßen – heißt es. Ein eigens aus Berlin angereister „Zeit"-Reporter berichtete von der „pittoresken Hässlichkeit" des Viertels.

Dieser Ort ist ebenfalls Duisburg-Marxloh.

Die Politik, die Polizei, die Medien haben den Stadtteil im Duisburger Norden für ihre Zwecke benutzt. Kanzlerin Angela Merkel (CDU) machte sich das Etikett von der No-Go-Area auf dem CDU-Landesparteitag Nordrhein-Westfalen im April dieses Jahres zu Eigen. Möglichst drastisch sollte vor der Landtagswahl im Westen das Versagen der damaligen rot-grünen Landesregierung ins Rampenlicht gerückt werden. Der Dreiklang von der Unfähigkeit, den Terroristen Anis Amri unter Kontrolle zu halten, von angeblich steigenden Einbruchzahlen und eben rechtsfreien Räumen wie Duisburg-Marxloh ging den Wählern ins Ohr. Im Mai kam es in Düsseldorf zum Regierungswechsel.

Der Landesvorsitzende der Gewerkschaft der Polizei (GdP) in NRW, Arnold Plickert, bereitete mit Sätzen wie diesem den Boden dafür: „Es gibt keine Gegend, wo wir nicht mehr reinfahren als Polizei, aber es gibt Gegenden, die wir als No-Go Area bezeichnen. Die anderen sagen Angsträume, also Stadtteile, wo unsere Kolleginnen und Kollegen ungerne mit einem Streifenwagen reinfahren." Laut der Einschätzung von Beobachtern wollten örtliche GdP-Funktionäre mit möglichst drastischen Schilderungen für mehr Polizeibeamte sorgen. Das gelang; die Zahl der Ordnungshüter stieg. Und es wurde eine Einsatzhundertschaft eigens nach Duisburg Nord verlegt. Der Pressesprecher der Duisburger Polizei, Ramon van der Maat, zieht diese Bilanz: „Mit den zusätzlichen Kräften der Bereitschaftspolizei haben wir, glaube ich, schon eine ganz ordentliche Wirkung erzeugt, das heißt wir haben uns deutlich wieder Respekt verschafft. Wir haben in dem knappen halben Jahr 75 Personen festgenommen. Wir haben über 4.000 Ordnungswidrigkeiten beziehungsweise Verwarngelder erhoben."

> **»Man darf die positiven Seiten des Viertels nicht einfach ausblenden.«**
> *Uwe Heinrich, Rentner*

Journalisten aus allen Himmelrichtungen und aller Medien rührten den Zerfall, den Krawall, die Spekulation mit Menschenleben und die daraus erwachsende Kriminalität zu Ghetto-Stories, die sich in ihren Schilderungen gegenseitig überboten. „Teilweise reisten die Journalisten mit einem vorgefertigten Drehbuch im Kopf hier an", hat Lena Wiewell beobachtet. Die 32 Jahre alte Architektin wohnt seit 2014 in Duisburg-Marxloh und engagiert sich im Verein „Tausche Bildung für Wohnung". Sie schrieb einen bösen Leserbrief an den im Ghetto-Sujet badenden „Zeit"-Journalisten und zitierte ihn ein zweites Mal nach Duisburg-Marxloh. „Ich möchte Sie ermuntern, eine Offenheit zuzulassen, die ein anderes Marxloh zeigt. Ein kreatives, offenes, lachendes, sonniges und vor allem stolzes Marxloh", schrieb sie an den Autor, der sich pflichtschuldigst nochmal auf den Weg in den staubigen Westen machte.






Straßenszene aus dem Duisburger Stadtteil Marxloh (oben links), Unterricht im Gymnasium (unten links), Wirtschaftsfaktor Textilien (unten rechts): Marxloher wie Pater Oliver (oben rechts) geben nicht auf. © picture-alliance/dpa

Denn die Geschichte vom Ghetto Duisburg-Marxloh, dem rechtsfreien Raum, sei zu eindimensional. Mit diesem Hinweis sollen die Probleme nicht zugedeckt werden, sagt Lena Wiewell. „Doch man darf die positiven Seiten des Viertels nicht einfach ausblenden", ergänzt der Rentner Uwe Heinrich aus dem Nachbarstadtteil Duisburg-Neumühl, der sich in einem Marxloher Kindergarten als Vorlesepate engagiert, ehrenamtlich Flüchtlingen hilft und im Sportverein aktiv ist. Oliver Potschien, den sie hier alle nur „Pater Oliver" nennen, ist Seelsorger der Pfarrkirche St. Peter und Chef im „sozial-pastoralen Zentrum Petershof". Er hält allen Journalisten eine Statistik des Bundeskriminalamtes hin. Aus den Zahlentabellen geht hervor, dass die Kriminalität in Duisburg-Marxloh nicht höher ist als im Mittel der gesamten Stadt Duisburg. Und deren Durchschnitt aller Straftaten liegt auf dem Niveau von Stuttgart oder Karlsruhe. Interessiert hat das jedoch keinen Schlimmschreiber.

In St. Peter sitzen alte und neue Duisburger nebeneinander auf den Kirchenbänken. Hier wird niemand abgewiesen. Und auch das Schlimmste aller Feindbilder, das vom Libanesen-Clan, bricht Pater Oliver, indem er im Gottesdienst eine libanesische Familie nach vorne bittet. Einige Tage zuvor hat er ihr jüngstes Kind getauft. Nun sollen die Christen abgeschoben werden, zurück in den Libanon, wo sie wegen ihres Glaubens verfolgt wurden. Und wieder sein werden. Man werde alles tun, um dies zu verhindern, sagt der Pater. Im Petershof gibt es eine Hausaufgabenhilfe und Freizeitangebote. Der Verein „Tausche Bildung für Wohnung" von Lisa Wiewell lädt junge Menschen ein, ein freiwilliges soziales Jahr zu leisten, versorgt sie mit einer der zahlreich leerstehenden Wohnungen und verpflichtet die so Unterstützten, als Paten für Flüchtlingskinder zu arbeiten, mit ihnen Hausaufgaben zu machen, zu lesen, zu spielen.

Samstags machen sie gemeinsam regelmäßig Ausflüge. So entstehen die vielen positiven Geschichten aus Marxloh. Die von dem kleinen türkischen Mädchen, das hier 1978 zum ersten Mal in den Bücherbus nutzte, um sich Literatur auszuleihen. Unter dem Antrag für den Bibliotheksausweis hatte sie die Unterschrift des Vaters gefälscht, weil sie Angst hatte, er würde ihr mehr als den Koran nicht gestatten.

Oder die des zwölfjährigen Rafiz, der zur Grillo-Gesamtschule in Duisburg-Marxloh geht und dort mittlerweile Klassenbester in Deutsch ist. Rafiz traf neulich Verena Haumann (69) wieder, die in der Grundschule Henriettenstraße seine Sprachpatin war. „Sein Problem war damals das Schriftliche", sagt die pensionierte Bankangestellte, die im Sprachpaten-Projekt des Duisburger Kinderschutzbundes mitarbeitet.

Und dann ist sie stolz; in erster Linie auf ihren ehemaligen Schützling. Und ein bisschen ist sie auch stolz darauf, das schiefe Bild von Marxloh als „Deutschlands gefährlichstem Viertel" ein wenig korrigiert zu haben. *Dirk Neubauer*

Der Autor ist freier Journalist in Düsseldorf.

Die Sehnsucht nach dem kleinen Dorf in der großen Stadt

GATED COMMUNITIES Ein Rezept aus unsicheren Ländern wird in Deutschland beliebter. Eingezäunte Reihenhaussiedlungen als Ausdruck der Provinzialisierung

Neulich hatte ich ein Problem mit meinem Salat. In der Mittagspause hatte ich ihn im Supermarkt gekauft und wollte, mit dem Rad unterwegs, im Grünen eine Pause einlegen. Doch als ich in Berlin die nächste Straße hinauffuhr, war da nichts mit Grün. Erster Versuch: Ein mit Tor versehener Garten, auf der Klingel stand: „Willkommen! Namenssuche mit ??" Hinter dem Tor residierten Anwälte, ein Softwarehersteller, ein Beratungsunternehmen für den öffentlichen Sektor und eine Einrichtung der Lebenshilfe, kurz: alles, was das neue Berlin ausmacht. Nur kannte ich niemanden und kam mit meinem Salat nicht in den Garten hinein.

Das neue Berlin Auch das ist wohl das neue Berlin, dachte ich. Die Straße weiter kam ich endlich an rechter Seite zu einem gepflasterten Vorhof, dahinter nun ein Pärkchen, durch zwei offene Tore begehbar; in einer installierten Hängematte kam ich zu meiner Pause. „Marthashof", hatte auf dem Schild am Eingang gestanden. Ein Blick aufs Smartphone erzählte mir: Abgeschottetes Gelände sei der Marthashof, eine „Gated Community", der neuste Trend urbanen Lebens und eine Absage an die Idee der Stadt als offenes Gemeinwesen.

Hoppla, dachte ich und schaute mich um. Spielzeugbagger und ein Puppenbuggy lagen achtlos herum. Links und rechts weiße Neubauten mit Fenstern bis zum Boden, grau eingerahmt. Hin und wieder knallten schwere Eingangstüren, aus ihnen traten Menschen, die aussahen wie die Passanten draußen. Eine Gated Community stellte ich mir anders vor.

Gated Communities in Deutschland? Berlin setzt dafür zumindest den Trend für den Weg dorthin. In den 1970ern in den USA erfunden, wurde das Konzept eines geschlossenen Wohnkomplexes in Länder mit sozialen Spannungen exportiert. Die Vorzeichen sprechen für eine Expansion gen Deutschland: Die Schere zwischen Arm und Reich weitet sich, die Zahl der angezeigten Einbrüche verzeichnet zwar 2016 im Vergleich zum Vorjahr einen Rückgang um zehn Prozent, aber dafür ist die „gefühlte" Unsicherheit gestiegen. Laut einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach befürchteten im Januar 2017 rund 82 Prozent der Befragten, dass Gewalt und Kriminalität zunehmen werden. Die Geschichte der Städte war immer eine von Reibung und Konflikten, diese beiden Elemente hatten auch durchaus immer positive Seiten. Heute aber gibt es eine Sehnsucht nach neuer Gemütlichkeit, nach einem Leben in einem Dorf in der Stadt. Daher Namen wie „Marthashof", „Prenzlauer Gärten" oder „Arcadia".

Als ich den Marthashof betrat, fühlte ich mich nicht wirklich wie ein Eindringling. Anders aber war es in den „Prenzlauer Gärten", einer Privatstraße am Volkspark Friedrichshain, zweieinhalb Kilometer südöstlich vom Marthashof gelegen: 60 neoklassizistische Wohnhäuser, auf Neudeutsch „Townhouses". Bei der Einfahrt grüßte ich einen misstrauisch äugenden Wärter aus einem Wachhäuschen, dessen Blick im Rücken anhielt. Das Areal umschlossen von einer weißen Mauer mit schwarzem Metallzaun, links und rechts die Townhouses mit dem immer gleichen Bauprinzip: unten eine Garage, vorwiegend Autos der oberen Mittelklasse und der Oberklasse, daneben eine Treppe hinauf zum Hauseingang und darüber zwei Stockwerke – so stellte ich mir Reihenhäuser in der Luxusvariante vor, kleinstädtisches Wohnen, nur gut betucht.

„Was tun Sie da?", fragte eine ältere Dame, als ich mit dem Rad kurz anhielt. Nein, über ihr Wohnen in den „Prenzlauer Gärten" wolle sie nicht reden, „es wird doch eh alles aufgebauscht". Was sei dagegen einzuwenden, sagte sie nun doch, wenn man ruhig und trotzdem mittendrin wohnen wolle, mit einem Gefühl reeller Sicherheit, da abends das Tor zur Straße zugesperrt wird. „Da drüben", sagte sie und zeigte auf einen Altbau gegenüber, „wird sicherlich schon mal eingebrochen. Bei uns habe ich nie Entsprechendes gehört"; was die Raubzüge im Altbau betraf, hatte ich meine Zweifel: Es war das „Haus für Demokratie", bei den rund 70 Nichtregierungsorganisationen war sicherlich weniger zu holen.

Eine 24-Stunden-Wache, ein „Doorman"-Service, der auch schon mal die Pakete vorbeibringt oder den Wasseranschluss repariert, dazu Bewegungssensoren und Kameraüberwachung – die neuen Wohnanlagen in Deutschland sind keine echten „Gated Communities", aber sie sind der Weg dorthin. Noch ist nicht klar, wer sich von wem abgrenzt, die „Prenzlauer Gärten" zum Beispiel, die auf die Altbauten des Viertels Prenzlauer Berg schauen, erzielten nicht wirklich höhere Immobilienkaufpreise als anderswo im Kiez. Noch immer unterliegt der Prenzlauer Berg einem Hype, der die Hauptstadt als Ganzes erfasst: Nach Angaben des Internet-Portals „Immowelt" sind die Immobilien-Kaufpreise im ersten Halbjahr 2017 im Vergleich zum Vorjahr um zehn Prozent auf 3.260 Euro pro Quadratmeter gestiegen. Speerspitze ist das Areal hier: Die Stadtsoziologin Christine Hannemann hat einmal vor Jahren gesagt, ganz Prenzlauer Berg entwickle sich sozial und kulturell aus der Stadt heraus.

Was die „Prenzlauer Gärten" verraten: Misstrauische Bewohner, spielende Kinder auf einer Straße, die kaum ein Auto befährt – kein Laden, kein Gewerbe und keine Parkplatzsuche. Die neuen Wohnanlagen stehen für eine Provinzialisierung der Stadt. Sie genügen sich selbst und versprechen mehr Komfort. Und wollen dennoch auf das pulsierende Leben, auf die Kultur gleich nebenan nicht verzichten; auf das Gefühl jederzeit partizipieren zu können, wenn man will. Drinnen und draußen, dieses Prinzip ist bei den „Prenzlauer Gärten" klar geregelt. Daher wirkt das Wohnquartier tatsächlich wie ein Fremdkörper in der Stadt, wie ein Bollwerk der Provinzialität.

Anders dagegen ein ähnlich geschlossenes Gebilde in Kreuzberg: Nicht weit vom Paul-Lincke-Ufer erstreckt sich eine mausgraue Fassade, dahinter ein „Car-Loft". Hin und wieder rauschen Autos die Einfahrt hinein – zu einem Fahrstuhl, der das Gefährt zum Apartment auf der gleichen Etage fährt. Auch hier versperrt ein Metalltor den Zugang, reguliert durchs bekannte Display „Willkommen! Namenssuche mit ??" Doch etwas wirkt anders hier als im Prenzlauer Berg. Der Bau kommt reichlich verschüchtert daher: Zwar ähnlich ein Fremdkörper, doch weniger wirksam. Wie selbstverständlich behauptet sich gleich nebenan ein „Kiez-Net Spätkauf" mit günstigem Bier und gegenüber die Kneipe „Schultheiss Quelle", die ausschaut, als trotze sie seit vielen Jahrzehnten dem Lauf der Zeit, eben auch einer „Car-Lodgia". Hier, in Kreuzberg, wirkt die Stadt stark. Das Urbane bleibt, die Provinzialität des neuen Wohlfühlhauses greift kaum über. Entlang der Quelle schlurft ein alter Mann mit akkuratem Hut. „Och, die Bengels da drüben", sagt er und zeigt aufs Townhouse, „die stören kaum. Die sind ganz jung und schüchtern". An der Fassade des Car-Loft prangern zwei große rote Farbkleckse als Spuren einer Beutelattacke.

Kampf um den öffentlichen Raum Echte Gated Communities in Deutschland sind noch Zukunft. Die ersten Versuche gibt es – und wie mächtig sie wirken, hängt von der Souveränität ihrer urbanen Nachbarschaft ab. Der Kampf um den öffentlichen Raum, der sich hier und da wie nebenbei in private Zonen verwandelt, hat jedenfalls schon begonnen. Erbittert geführt wird er nicht überall. Gegen den „Marthashof" zum Beispiel, eine so genannte Gated Community, hatte sich eine Anwohnerinitiative gegründet. Ich schrieb sie an, wollte mehr über ihre Unzufriedenheit mit dem Neubau und seinen Folgen erfahren, doch ich erhielt keine Antwort. Entweder gab man auf. Oder gewöhnte sich langsam an den Bau . *Jan Rübel*

Der Autor ist freier Journalist in Berlin.



Hier soll keiner rein: Abschottungsidyll „Prenzlauer Gärten" in Berlin © picture-alliance/dpa

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem **E-Paper**